Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 19

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640898

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

gleichen." Und dazu packte er mich an der Schulter, schüttelte mich und lachte in herzlicher Vergnügtheit. Ein Weilchen nachher, als wir auf einem Hügel bei Stechelberg ausruhten, meinte er, listig drein schauend: „Wir gefallen mir! Na! Kann man vielleicht so nicht sagen, Sie deutscher Stilist? Sie haben's vielleicht noch nie so gehört. Aber besinnen Sie sich nur, es ist ganz korrekt." Und fröhlich wiederholte er: „Wir gefallen mir!" Als Brahms im September Bern verließ, war er am Morgen seiner Abreise noch Zeuge der glücklichen Heimkehr von Widmanns Hund Argos, den derselbe drei Tage vorher auf dem Grindelwaldner Eismeer hatte zurücklassen müssen. Beruhigt konnte Brahms die Heimreise antreten, in seiner Mappe brachte er das Doppelkonzert für Violine und Cello mit heim (Opus 102) und die Zigeunerlieder. (Opus 103.)

1888 unternahmen Brahms und Widmann gemeinsam eine Italienreise; nach der Rückkehr in die Schweiz bezog Brahms zum dritten Male sein Thuner Quartier. Dieser Sommer gestaltete sich ähnlich wie die vorhergehenden. Einmal traf er mit der Witwe seines ehemaligen Verlegers Rieter zusammen; ein lieber Thuner Kamerad wurde ihm der Dichter Klaus Groth, der damals im „Freien Hof" logierte. Als dieser einmal gern eine kleine Bergtour unternommen hätte, beschwor ihn Brahms, ja nicht den „lieblichen" Niesen zu besteigen.

Einmal drohte die Freundschaft mit Widmann an politischen Tagesfragen zu zerbrechen; G. Keller wurde angerufen, er möchte zwischen dem Republikaner und dem Monarchisten als Schiedsrichter fungieren. Zum Glück fanden sich die Männer wieder.

Hermine Spies kam auch wieder in Bern „vorbei" und sie sang die ganze „Dichterliebe" nacheinander. Bald nach ihrer Abreise verließ auch Brahms die Schweiz, und schied für immer. Reiche musikalische Ernte nahm er mit: Die dritte Violinsonate, Bülow gewidmet; fünf Chorgesänge Opus 104; Lieder, Opus 105—107; und die Fest- und Gedenksprüche. Opus 109.

In den nächsten Jahren kam Brahms nicht mehr in die Schweiz; er traf mit Widmann in Baden-Baden zusammen und in Italien. Seinen 60. Geburtstag verbrachte er in Neapel sogar am Bette seines Freundes, der sich den Fuß geknickt hatte.

1895 wurde in Zürich die neue Tonhalle eingeweiht. Da schien es den Veranstaltern des Festes, keiner gehöre so unbedingt dazu wie Johannes Brahms. Er kam. Stolz rauschten die Klänge des Triumphliedes durch den neuen Saal! Freude und Fröhlichkeit erfüllte den Gast, beseligte die Gastgeber. Brahms war der Fröhlichste von allen und schien ewig jung bleiben zu wollen. Doch den Freunden wollte seine bräunliche Gesichtsfarbe nicht gefallen, aber sie durften ihre Besorgnis nicht laut werden lassen, sie ließen sie nur stimulierend wirken, dem Meister zu liebe zu tun, was nur möglich war.

1897. Am 3. April kam auch zu seinen Schweizer-Verehrern und -Freunden die Trauerbotschaft von seinem Tode. Dieser Tod riß eine große Lücke, aber hier galt und gilt das Schlußwort des „Requiem":

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhn von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach." G. v. Gtz.

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg. 11

„Hinter Schloß und Riegel gehört die Person! Bis zum Abtransport kommt sie mir nicht mehr über die Schwelle!" schrie der Rasende ihnen nach. Dann sank er gebrochen auf einen Stuhl und wäre wohl die ganze Nacht verzweifelnd gesessen, wenn ihn die Gemahlin, die allein in diesem Aufruhr den Kopf oben behielt, nicht zu Bett gebracht hätte. Zuerst mußte sie ja die Uebeltäterin in ihre Zelle befördern.

„Das hast du dir selbst eingebrockt. O Gott, was werden wir noch alles zu hören bekommen! Das hält ja sein schwaches Herz nicht mehr aus. Er kann uns diese Nacht wegsterben oder vor Zorn irrsinnig werden!" jammerte sie zwischen Erbarmen und Entrüstung. Gleichwohl zog sie den Zimmerschlüssel, der nach innen steckte, aus dem Schloß, nicht ahnend, daß diese Handlung, die den Stolz der Tochter weit mehr als die väterliche Beschimpfung verletzte, den Trotz der Abtrünnigen bis zur Unbeugsamkeit verhärten könnte.

„Gib den Schlüssel her! Ich lasse mich nicht einsperren. Ich bin keine Verbrecherin!" drang sie gleich einer Furie auf die entsetzte Mutter ein. Es gab einen kurzen, aber fürchterlichen Ringkampf, wie ihn die Wände noch nie erlebt hatten. Das Eisen entsank den Händen der Generalin und wurde von der Tochter triumphierend aufgehoben.

„Um Gottes Barmherzigkeit! Ist es dahin gekommen, daß du dich an deiner Mutter vergreifst?! Hast du denn ganz und gar vergessen, wo du hingehörst und was du uns schuldig bist?"

Von allen Schrecken des Daseins überwältigt, ließ die starke Frau sich erschüttert aufs Bett fallen. Allein auch dieser Appell an die Gefühle des Kindes verhallte wirkungslos. Mie hatte sich weitab auf die Fensterbrüstung gesetzt und lauschte dem nächtlichen Aufruhr, der die hundertjährigen Bäume wie Halme hin und her warf, bis auf die Wurzeln erheben machte. Das war gleich Orgelton und Sturmglockenklang — die rechte Musik für das Ohr der Rebellin.

„Wohin soll ich denn abtransportiert werden?" rief sie höhnisch. „Bildet euch nur nicht ein, daß ihr mit Gewalt etwas ausrichten könnt. Ob morgen oder in einem Jahre — wir kommen doch wieder zusammen! Ich sagte dir schon damals, daß ihr mit Gewalt nie etwas ausrichten könnt. Ob morgen oder in einem Jahre, wir kommen doch wieder zusammen! Ich sagte dir schon damals, daß ich nicht von ihm lasse!"

Sie hatte nicht die mindeste Angst mehr vor der Mutter, die ihrerseits noch einen letzten Einschüchterungsversuch machte, ehe sie ihre wahre Aufgabe erkannte. Ob Mie denn nicht ahne, was ihr bevorstehe? Eher werde der Vater sie in ein Erziehungsheim sperren, wo sie auf Schritt und Tritt bewacht sei ehe er zulasse, daß seine Tochter Beziehungen zu einem verheirateten Musikanten unterhalte. Aber noch weit schlimmere Dinge konnten ihr widerfahren, falls sie sich nicht augenblicklich auf Pflicht und Anstand besinne.

Die verzweifelte Mahnerin merkte selbst, wie töricht diese Drohungen waren. Mie trat verächtlich lächelnd, eine völlig verwandelte, um Jahre Gereifte an die Mutter heran, der sie nur bis an die Schulter reichte.

„Ach Gott, Mama! Er wird mich weder totschlagen noch an Ketten legen. Bis heute hab ich mich vor ihm gefürchtet, jetzt nicht mehr. Was tu ich denn Böses? Ich liebe einen Menschen wie nichts auf der Welt. Warum? Zu welchem Ende? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich lieber alles andere als ihn verlieren würde. Was ich in all den Wochen, bei den erbärmlichen Schlichen, dem fortwährenden Versteckspiel durchgemacht habe, durfte ich dich ja nicht merken lassen. Kaum eine Nacht habe ich mehr ruhig geschlafen. Immer zitterte ich vor diesem Augenblick der Entdeckung. Jetzt ist er da. Jetzt wißt ihr alles." Dann erhob sie ihre Stimme, damit es auch der Wüterich drunten hören sollte: „Ich will mit dem „Musikanten" gehen und er mit mir! Weder ihr noch seine Frau — niemand hat die Macht, das zu verhindern!"

Nach diesem erschöpfenden Gefühlsausbruch setzte sie sich wieder aufs Gesimse, als ob nun alles restlos erklärt und geregelt sei. Woher nahm die Siebzehnjährige diese Kühnheit und Sprache und diese Haltung? Auf einmal begriff die Generalin die Urgewalt des Geschehens, das Unabänderliche dieses Prozesses. Die Gemeinschaft mit dem Zigeuner mußte nicht nur das Empfinden, auch die Moral des Kindes völlig verändert und umgeworfen haben. Die bisherigen, mit altbewährten Bausteinen geschaffenen Grundlagen waren total zerstört. Umsonst, daß die bange Mutter noch einmal auf Schutz und Traulichkeit des Nestes hinwies, für dessen Wohltaten das Opfer der Hingebung heischend: Der flügge Vogel hatte sein Hochzeitskleid bekommen und keinen Sinn mehr für Geborgenheit. Er zwitscherte nicht mehr vertrauensselig, kindergläubig — er hackte, schmetterte lustig drauf los.

„Ach Gott, immer das Heim, das Heim! Das ist doch nicht die Hauptsache. Für Alte vielleicht. Aber ein junger Mensch will doch nicht davon abhängig sein. Das wäre ja doch die Kugel am Bein. Was ist mir denn an diesem Haus samt und sonders gelegen, wenn ich dafür meine Liebe opfern soll? Nicht soviel! Einen Menschen mit ganzer Seele lieben: das ist doch eine viel größere Welt und Heimat! Kannst du das denn nicht verstehen?"

Weinend rief die Mutter dazwischen: „Aber damit sagst du ja, daß alles, was dich bisher umgab — Eltern, Heimat und Herkommen — dir jetzt gänzlich gleichgültig sei! Kind, ist denn das wirklich dein Ernst? Das wäre ja die furchtbarste Untreue und Gemütlosigkeit. Das kann doch unmöglich wahr sein, Mie. Ums Himmelswillen, sag, daß es nicht wahr ist! Ich wüßte sonst nicht, wozu ich denn auf der Welt gewesen bin!"

Zum erstenmal vernahm die Tochter diesen traurigsten Klageruf, den die Erde kennt — das Flehen einer Mutter um Bewährung ihrer Herzensmacht! Aufgewühlt stürzte sie wieder zu der Verzweifelten hin, kniete vor ihr nieder, legte erschüttert das Haupt in ihren Schoß.

„Nein, Mutti, so ist es nicht — so doch nicht! Ich kann nur meine Liebe zu ihm nicht opfern. Ich möchte ja so schrecklich gern noch lange bei dir bleiben, wenn ich mich nur nicht lossagen muß von dem, den ich so wahnsinnig liebe, Mutti. Ach, warum wolltest du mich nur dazu zwingen! Du hast doch fühlen müssen, wie sehr ich litt und daß ich's nicht über mich bringen konnte!"

„Aus lauter Angst vor dem Skandal, den ich dir und uns ersparen wollte und leider doch nicht konnte!" gestand die Mutter aufs tiefste ergriffen. Mies Herz überschlug sich fast vor Freude. Sie vernahm einen Ton, den sie schon so lange vergeblich zu hören begehrte.

„Aber Mama!" sagte sie, zwischen Hoffnung und Trauer zu ihr aufblickend. „Wie ist das nur denkbar? Du kümmerst dich doch sonst so wenig um die Meinung der Leute? Und da, wo das Glück deines Kindes auf dem Spiele steht —"

Die schwer bedrängte Frau griff zum letzten Mittel, indem sie die größte Angst ihres ahnungsvollen Herzens bekannte.

„Du lieber Gott! Und daran, daß dir etwas zustoßen ... daß diese schreckliche Liebschaft Folgen haben ... mit einem Wort: daß du ein Kind bekommen könntest — daran denkst du wohl nicht? Himmel, was sollte dann aus uns allen werden? Meinst du, der Vater würde dich auch nur eine Stunde noch unter seinem Dache dulden?"

Da saß Mie schon aufrecht neben ihr, nahm ihre Rechte und streichelte sie zuversichtlich.

„Da hast mir doch selbst — wenn auch zur Abschreckung — von dem schönen jungen Mädchen erzählt, das kürzlich drüben im Kinderheim von einem Mädchen entbunden wurde. Auch eine aus guter Familie! Aber das Kind bekam sie von einem, den sie nicht liebte und auch nicht heiraten will. Nun bedenke doch, wieviel besser ich daran wäre, wenn es mir geschehen sollte. Ich liebe doch den Mann, von dem ich ein Kind bekäme! Und wenn wir jetzt auch nicht ans Heiraten denken, so dürfen und wollen wir uns doch als Kameraden angehören, gleichviel, was in Zukunft draus wird und was die Leute dazu sagen. Sobald ich das Abitur habe, such ich mir eine Stellung und mache mich unabhängig."

Das waren Gedanken und Vorsätze einer inneren Entwicklung, die Frau von Beust nie durchgemacht hatte und darum auch nicht begreifen konnte. Es überstieg so sehr ihre Fassungskraft, daß sie nur hilflos aufseufzte: „Allmächtiger, warum muß das aber auch gerade über uns kommen! Es hätte mit dir doch auch einen anderen und besseren Weg nehmen können!" Sie merkte nicht einmal, daß sie von ihrer entschlossenen Tochter, einem zaghaften Kinde gleich, an der Hand genommen, an schwindligen Abgründen vorbei gemach auf eine andere Lebenshöhe geleitet wurde. Da oben gab es freilich keine Requisiten aus der „guten alten Zeit", auch keine Titel und Würden noch sonstige Schutzvorrichtungen gegen Absturzgefahr! Die an feste Geländer gewöhnte Seele bebte bei jedem Schritt, die Brust atmete schwer in der eisigen Luft, die geblendeten Augen blickten verstört: „Wo führst du mich hin, waghalsiges Kind?"

„So hoch hinauf, als ein freier glücklicher Mensch nur steigen mag. Ins Reich der Liebe, wo man die lügnerische heuchlerische Welt so leicht vergißt!" verhieß der gläubige Blick der verwegenen Führerin.

Draußen ging der Aufruhr weiter und mit gewaltigem Krachen stürzte einer der alten Recken des Parks entwurzelt zur Erde. Die beiden Frauen schrien gleichzeitig auf, stürzten ans Fenster und sahen die gefällte Zeder mit geknickter Krone liegen. Unten ging die Haustüre. Der Alte lief hinaus, seinem Leidensgenossen, den nicht Menschentücke, sondern die große Urmutter fällte, eine stumme Grabrede zu halten.

Am anderen Morgen ging die Generalin mit Mie in aller Frühe zur Stadt, um die Vorbereitungen zur Ferienreise zu treffen. Vor die Wahl gestellt, sich ihr Kind für immer zum Feinde zu machen oder ihm ihren redlichen Schutz angedeihen zu lassen, entschied sie sich für das letztere. Der vorige Pakt war eine Halbheit, auf erzwungenen Verzicht gestellt und deshalb unhaltbar gewesen. Jetzt wußte sie, daß es sich um ein Naturereignis handelte — nicht minder elementar als der nächtliche Sturm, der Hunderte von Bäumen zerbrach, Dächer wegfegte und harmlose Bächlein zu reißenden Strömen machte.

Eine lange und schwere Auseinandersetzung mit dem glaubensstarren Gefährten hatte ihr vollends gezeigt, daß sie die Verantwortung für ihr Tun und Lassen fortan ganz auf sich nehmen mußte. Eine kleine Strecke nur war ihr der Alte gefolgt, indem er der Tochter mildernde Umstände zubilligte, sie als das Opfer eines durchtriebenen Verführers erklärte. Daß sie aber auch dann noch, nachdem sie seine Verhältnisse erfuhr, mit dem pflichtvergessenen Rowdy verkehrte, war nach des Generals Ueberzeugung der absolute Beweis ihrer Ehrlosigkeit und ließ sie vor aller Welt als gewöhnliche Dirne erscheinen. Dabei blieb er steif und fest. Das tiefgesunkene Geschöpf mußte vor allem unter strenge Bewachung gestellt werden. War damit vorerst auch nur wenig gewonnen, da ja der Bruch im Charakter lag, so konnte man sie durch harten Zwang vielleicht soweit wieder zur Ordnung bringen, daß später ein Ehrenmann mit fester Hand doch noch eine annehmbare Partie in ihr erblickte. Staat ließ sich freilich mit ihr nicht mehr machen. Sie hatte schon zu viel von der heutigen Sumpflust im Leibe: „Ausschußware ... zu lange an der Sonne gelegen! Man hätte halt besser aufpassen müssen!" An diesem Urteil, das der Alte mit gebrochenem Herzen und Tränen in den Augen fällte, ließ er nicht rütteln. (Fortsetzung folgt.)